



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Charakterbilder aus der deutschen Restaurationsliteratur : Bettine.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Charakterbilder aus der deutschen Restaurations- literatur.

### B e t t i n e .

Wenn man die Sorgfalt bedenkt, welche die deutschen Dichter seit der ersten Zeit, wo die Literatur sich zu heben begann, auf die Zeichnung weiblicher Charaktere verwendet haben, so könnte man sich fast darüber verwundern, daß bis zu den dreißiger Jahren hin, uns das schöne Geschlecht so wenig poetische Werke von Bedeutung geliefert hat. In England und Frankreich nahmen schon seit längerer Zeit die Dichtertinnen einen viel breiteren Raum auf dem Parnass ein. Die bekannten Dichtertinnen der Restaurationsperiode, Fanny Tarnow, Caroline Pichler zc., bewegten sich im conventionellen Styl des Denkens und Empfindens, sie sorgten für die Tagesbedürfnisse; prophetisch ihrer Zeit voranzueilen, fühlten sie keinen Beruf. Und doch kann man nicht sagen, daß deshalb in der deutschen Literatur ein männlicherer Charakter zu finden wäre. Mit welcher Vorliebe und mit welcher tiefen Kenntniß der weiblichen Seele hat Goethe seine Mignon, Ottilie, die schöne Seele, Iphigenie, die Prinzessin ausgeführt, während man bei seinen männlichen Helden ernsthaft Bedenken nicht unterdrücken kann. Mit welchem Eifer bestreben sich die Schlegel, Tieck, Schleiermacher, auf die schönen Seelen und die Blüthen der Salons einzuwirken. Schlegel legt seine kühnsten Visionen einem starkgeistigen Weibe, der Lucinde, in den Mund, Schleiermacher schreibt seine Monologe vorzugsweise für die Virtuosinnen des Gefühls, und Goethe giebt am Schluß seines Lebens als letztes Ziel seiner Lebensweisheit den zwar etwas undeutlichen, aber doch in seiner wesentlichen Tendenz verständlichen Satz: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“

Wenn also die Frauen in dem Goethe'schen Zeitalter nicht selber die Bausteine herbeiführten, aus denen der deutsche Musentempel aufgerichtet werden sollte, so waren sie es, welche die Arbeiter anregten, förderten und inspirirten. Allein dieser Einfluß war nur den Eingeweihten der Gesellschaft bekannt, und dem Zeitalter der Epigonen blieb es vorbehalten, das größere Publicum darüber

aufzuklären. Es wurden jene geheimen Archive aufgeschlossen, in denen die Briefe und Tagebücher der schönen Seelen aufbewahrt waren, und man erstaunte über die Fülle des Lebens, die das weibliche Gemüth im Verborgenen entwickelt hatte.

Sonderbarer Weise erfolgte diese Wendung in demselben Augenblicke, wo durch den Einfluß Heine's und die Nachwirkungen der Julirevolution sich der dichterischen Jugend ein dämonischer Geist bemächtigte, der dem stillen, resignirten Wesen der Goethe'schen Kunstperiode vollständig widersprach. Vielleicht wirkte der Schreck über diese modernen Titanen, die, um den Himmel zu stürmen, auf der Erde Alles drunter und drüber warfen, mit dazu, in treu gebliebenen Kreisen die Pietät zu steigern. Goethe's Tod gab das Signal, jene alten Zeugnisse der Liebe und des Gemüths ans Licht zu rufen, durch welche selbst auf die marmorfaltigen Bildwerke der spätern Zeit sich ein warmer Strahl des Lebens ergoß. Während aber die meisten dieser Sammlungen lediglich der Vergangenheit angehörten, geben uns zwei weibliche Naturen in ihren Erinnerungen zugleich die ersten Ahnungen des neuen Geistes, den sie bereits im Herzen getragen hatten: wir meinen Rahel und Bettine.

Rahel's Schriften, auf die wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen, wurden erst nach ihrem Tode (1833) herausgegeben. Zwei Jahre darauf erschien der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde.“ Zwischen beide fällt aber ein Ereigniß, welches wir hier erwähnen müssen, weil es auf die verhängnißvolle Richtung, welche die weibliche Bildung zu nehmen drohte, ein sehr ernstes Licht wirft. Wir meinen den Tod der Charlotte Stieglitz.

In der Blüthe ihrer Jugend, schön, voll der glücklichsten Gaben des Geistes und des Herzens, mit dem Mann ihrer Wahl vermählt, in dem sie mit übertriebener, aber wohl begreiflicher Pietät den Dichter ehrte, geliebt und geachtet von all ihren Umgebungen, gab sich Charlotte Stieglitz am 29. December 1834 selbst den Tod, um dem ermüdeten und erkrankten Geiste ihres Gemahls durch ein erschütterndes Schicksal eine neue Spannung und Elasticität zu geben. Man hätte glauben sollen, daß über eine so ungeheure That sich ein allgemeines Entsetzen erheben würde. Denn bei Charlotte Stieglitz war von jener schwärmerischen, wilden, krankhaften Phantasie, aus der sich ähnliche Verirrungen wohl erklären lassen, nicht die Rede. Wir sehen in ihren Briefen und Tagebüchern denselben reifen, besonnenen Verstand, dasselbe warme, gesunde und natürliche Gefühl, welches sie ihr ganzes Leben hindurch bewährt hatte. Daß eine solche Natur nicht nur auf jenen wahnstimmigen und verbrecherischen Gedanken verfallen, sondern denselben auch mit der größten Kaltblütigkeit ausführen konnte, das verräth eine krankhafte Verirrung in dem allgemeinen Denken und Empfinden, die wol einen heilsamen Schreck hätte hervorrufen sollen. Aber nur die Orthodoxie betrachtete die Sache von dieser Seite, und sie that es mehr auf eine erbauliche, als auf eine belehrende Weise. Die spezifische Genialität dagegen war nicht abgeneigt,

dem angeblichen Heroismus jener That Altäre zu errichten. „Hier ist mehr, als Lucretia!“ sagt Theodor Mundt, ihr Biograph. „Hier sollt Ihr nicht bewundern, nur in heiliger Scheu ein herrliches Menschenleben anschauen, das an der süßen Qual, zu sein und zu lieben, sich das Herz abgedrückt hat, und dem die christliche Gesinnung selbst die Stärke gab, sich in den Tod zu stürzen, von dem sie Erlösung für unendliche und unübersehbare Verwirrungen der Existenz verhoffte.“ — Eine Frivolität, die heute dem Verfasser wol selber unbegreiflich vorkommen wird.

Bei näherer Untersuchung würden wir zwar finden, daß jene heroische Vorstellung, sich zu opfern, erst in zweiter Reihe steht, daß eigentlich das quälende Gefühl, dem Manne, den man gern hätte anbeten mögen, nur die unwürdige Theilnahme des Mitleids zuwenden zu können, in der starken und stolzen Seele dieser Frau eine Art von stiller Verzweiflung hervorrief, die sich zuletzt mit dem Gedanken des Opfers phantastisch ausschmückte, allein dadurch wird doch die Thatsache nicht aufgehoben, daß in dem herrschenden Ideenkreise der Poesie eine Empfindung vorkam, die in ihrer Art eben so schlimm war, als der religiöse Fanatismus der Stigmatisation und der Selbstkrenzigung. Es war im Wesentlichen der Drang der weiblichen Seele, nicht mehr bloß durch die dem Weibe bestimmte Thätigkeit und Aufopferung jedes Tages, sondern durch eine concentrirte, den Augen der Welt sichtbare That ihre Stellung im Reiche des Geistes zu erobern. Es ist dies ein Drang, der zwar zu den seltsamsten Extravaganzen geführt und dadurch einen lächerlichen Anstrich angenommen hat, den man aber mit der trivialen Populärphilosophie nicht beseitigt, und der von Zeit zu Zeit, und zwar immer in solchen Perioden wieder hervortritt, die durch ihre allgemeine Krankhaftigkeit den sonst zur Seite gedrängten psychischen Motiven einen freieren Spielraum verstatten. Daher kommt es, daß fast bei allen Frauen, die in der Geschichte auf eine ungewöhnliche Weise hervortreten, sich ein geheimer Schmerz, ein Gefühl mangelnder Befriedigung durch ihr Leben zieht, das uns unheimlich berührt, während bei ausgezeichneten Männern im Gegentheil das Leben die Werke verklärt. Auch der Mann muß fortwährend gegen Schranken ankämpfen, auch er wird ohne Haß und ohne Jorn das Große nicht schaffen können, aber das ist nur eine nothwendige und darum schöne Entwicklung seiner Natur. Wir bedauern ihn nicht, sondern wir freuen uns über die Kraft, die er in diesem Kampfe entwickelt, während uns die weibliche Kraftentwicklung verstümmt.

Nimmt man hinzu, daß die Geschichte der Charlotte Stieglitz nicht vereinzelt dastand, daß das gleichzeitige Erscheinen der Lelia von G. Sand (1833), der Wally von Gunglow (1835) einen tiefen Sitz des Uebels vermuthen läßt, so wird man zugeben, daß die Periode, in welcher jener Briefwechsel erschien, nicht etwas Gleichgiltiges war.

Manche Kritiker sind so weit gegangen, denselben geradezu für ein Pro-

duct der Zeit auszugeben. Einzelne wunderbare Umstände, die damit verknüpft waren, so wie das Traum- und Phantasielieben, in dem sich Bettine beständig bewegte, konnten eine solche Vermuthung wol aufkommen lassen, doch ist dieser Verdacht wol nicht haltbar, wenigstens tragen Goethe's Briefe selbst in ihrem Styl wie in ihrer sittlichen Haltung so entschieden das Gepräge der Echtheit, daß Bettine eine unbegreifliche dramatische Künstlerin hätte sein müssen, um sie nachzuahmen, und wenn auch in den Briefen des Kindes manche Interpolationen im Sinn der spätern Zeit unbedingt angenommen werden müssen, so ist doch kein Grund vorhanden, die wesentliche Entstehung derselben aus der Zeit, in die sie verlegt sind, zu streichen. Ganz anders ist es mit den Briefen der Frau Rath, die gänzlich aus dem Charakter fallen.

Der Eindruck, den dieser Briefwechsel auf die gleichzeitigen Kritiker machte, ist fast ebenso interessant als das Buch selbst. Am sonderbarsten war Börne's Auffassung. Er glaubte, in Bettine Goethe's Nachengel zu erkennen, in welchem die unterdrückte Stimme der Natur sich dem abgefallenen Weltmann drohend und verwirrend vernehmlich machte, und sah in der gütigen Humanität, mit welcher der alte Dichter das doch schon in den zwanziger Jahren stehende Kind theils gewähren ließ, theils abwehrte, weiter Nichts, als die Furcht und das Grauen vor dem Genius, dem der Dichter einst gedient und den er dann verrathen hatte. Jedes gesunde Gefühl urtheilt anders. Es wird zwar ergriffen von der nicht gemeinen Poesie, die sich selbst in den größten Extravaganzen Bettinens geltend macht, aber es kann doch nicht umhin, ein gewisses Befremden über eine Denk- und Empfindungsweise auszudrücken, die nicht bloß den gewöhnlichen Vorstellungen der Zeit, sondern allen Idealen widerspricht.

„Dies Buch ist für die Guten, und nicht für die Bösen,“ schrieb Bettine als Motto auf ihr Werk. Das hieß mit anderen Worten, für diejenigen, welche den Traum von der Wirklichkeit, das innere Seelenleben von dem äußerlichen Leben zu unterscheiden vermögen. Eine rohe Vermischung dieser beiden Gegenstände würde freilich den Inhalt des Buches in einem wunderlichen Licht erscheinen lassen. Eine andere Frage ist aber, ob wir eine solche unbedingte Scheidelinie ziehen dürfen: Bettine ist in ihrem Wesen, in ihrem Behaben wie ein ausgelassenes Kind, sie wirft ihre Liebe wie ihre Abneigung den Leuten mit der größten Ungeniertheit an den Kopf, und doch ist sie nicht bloß in ihrem Lebensalter, denn der Briefwechsel spielt 1807, und sie ist 1783 geboren, sondern vorzugsweise in ihrer geistigen Bildung weit darüber hinaus, und so kommt es denn, daß nach Umständen bald die eine, bald die andere Seite ihres Wesens hervorgekehrt wird. Wenn sie sich in dem einen Augenblick als das geniale Kind trägt, auf das die gewöhnliche Sitte keine Anwendung finden kann, so nimmt sie im andern alle die Huldigungen in Anspruch, welche die Sitte als Recht der Damen geheiligt hat. Dadurch entsteht nicht bloß in ihrem äußern Leben, sondern

auch in ihrem Denken und Empfinden eine gewisse Unwahrheit, die zuweilen peinlich wird. Man weiß niemals, wo die Phantase und wo die Wirklichkeit beginnt. Gerade in dieser Beziehung ist Goethe's Leben ein so vollkommenes Muster. Durch die Natur und durch sein Glück in eine so günstige Sphäre des Lebens erhoben, daß er als recht darstellen konnte, was er nur überhaupt wollte und empfand, hat er doch stets das Maß und die Regel walten lassen, und ist daher in seinen persönlichen Verhältnissen, was man auch über den häufigen Wechsel derselben denken mag, keinen Augenblick unwahr gewesen. Die wahre Idealität des Lebens wie der Poesie besteht darin, daß man in beiden Totalität sucht. Bei Bettinen ist freilich die Trennung nicht von der Art, daß die poetische Welt der gewöhnlichen vollständig entrückt wird, im Gegentheil läßt sie im Sonnenstrahl der Poesie auch die gewöhnlichsten Lebensbeziehungen verklären, aber dieser Sonnenstrahl fällt mit einer Gluth auf ihre Landschaften, die der Natur derselben nicht angemessen ist, und die ihnen ein fremdartiges Aussehn giebt. Es weht uns aus ihren Phantasien eine frische, lebendige Waldluft entgegen, und wir werden sinnig und selbst gemüthlich angeregt; aber wir können uns daraus nie etwas Ganzes componiren. Bettine ist niemals im Stande, uns eine Gestalt, oder eine Begebenheit, eine Empfindung oder selbst einen Gedanken in scharfen, bestimmten Umrissen zu zeichnen. Wir werden in einen träumerischen Zustand versetzt, der, wenn wir fertig sind, nicht den geringsten Eindruck zurückläßt. Darin ist ihr Rahel unendlich überlegen.

Dieser Mangel tritt um so fühlbarer hervor, da sehr häufig, wenn sie einen Augenblick der Willkür ihrer Phantase Schweigen gebietet, das edelste und wärmste Gefühl, so wie der klarste, in das Wesen der Sache dringende Verstand sich zeigt. Dieser Verstand hat auch Börne verführt, in ihrer Rücksichtslosigkeit eine größere sittliche Kraft und ein reineres Gewissen zu suchen, als in Goethe's maßvoller Besonnenheit. Aber solche Ausbrüche der Empfindung dauern bei ihr nicht lange. Sie fängt sehr bald wieder an zu spielen, zu tändeln, zu träumen, oder, um den bestimmtern Ausdruck zu gebrauchen, zu coquettiren. Es ist das eine Neigung, die in ihrer Familie erblich zu sein scheint. Bei ihrem Bruder Clemens Brentano haben wir die nämliche Empfindung, nur daß wir durch sein größeres plastisches Talent noch mehr darauf aufmerksam gemacht werden, und daß ihn die Phantase, so wie die weit ausgedehnte Reflexion, in bedenklichere Abwege treibt. Bei Bettine kann man noch sagen: den Reinen ist Alles rein, bei Clemens aber wird die Unwahrheit zuweilen zur Lüge, die Schwärmerei zum Aberglauben, das Trauwesen zur Unsitlichkeit.

Den besten und wol auch den richtigsten Eindruck macht jener Briefwechsel auf uns, wenn wir das Thatsächliche, auf welches er sich bezieht, vollständig bei Seite lassen und ihn als eine symbolische Darstellung der Empfindungen betrachten, mit welchen die leidenschaftlich bewegte Jugend unfrem großen Dichter gegen-

über trat. Bettine ist keineswegs immer mit ihm zufrieden, sie macht ihm in Beziehung auf seine Dichtungen die heftigsten und zum Theil sehr gegründete Vorwürfe, wenn sie auch zuweilen Unbilliges verlangt. Aber in keinem Augenblick hört sie auf, ihn, ganz wie er ist, zu lieben und zu bewundern, und das ist wol auch der richtige Ausdruck für das Verhältniß der Nation zu Goethe. Wir müssen ihn lieben, denn er ist unser Fleisch und Blut, er ist der ideale Ausdruck unsrer eigenen Natur, und wenn wir mit ihm rechten, so geschieht das auf keine andere Weise, als wie wir in uns selbst das Schiefe und Verkehrte bekämpfen.

Der Briefwechsel hat einen seltenen Erfolg gehabt, und man hat ihn auch wol überschätzt. Ein wahres Kunstwerk ist er doch nicht, weil künstlerische Gebilde sich von der Subjectivität des Verfassers ablösen und frei in die Welt heraustreten müssen. Aber es war wieder die Zeit gekommen, die ganz der Jugendzeit Bettinens, der Zeit der Schleiermacherschen Monologe, der Wackenroder'schen Herzensergießungen, der Novalis'schen Fragmente entsprach. Man hatte keine Hoffnung mehr für das Objectiv, für das Wirkliche, man ließ sich an dem Ausdruck einer interessanten Persönlichkeit genügen. In der Wissenschaft löste man die Realität in Mythen auf, in der Kunst ließ man die Bestimmtheit der endlichen Gestalten in ein verschwommenes Traumleben untergehen.

Eine Reihe schöner Seelen drängte sich um Bettine und verehrte in ihr die Prophetin einer neuen Zeit. Aus den jungen Leuten, die damals ihre Schule bildeten, ist bis jetzt noch nicht viel Bedeutendes geworden, aber auf sie selbst hatte diese Stellung einen nachtheiligen Einfluß. Sie legte ihren Gedanken, ihren Empfindungen und selbst ihren Einfällen eine Wichtigkeit bei, die etwas Unweiblicheres hatte, als selbst ihre frühere reflectirte Kindlichkeit. Sie legte sich darauf, in der Religion wie in der Politik etwas Neues produciren zu wollen; sie machte den Cultus interessanter Persönlichkeiten, der unter den feinen Berliner Damen damals auf eine bedenkliche Weise einriß, auf das Redlichste mit, und sie suchte in jedem ihrer neuen Werke einen unmittelbaren Einfluß. Wir wollen auf diese Werke hier noch in Kurzem eingehn.

Zunächst verband sie sich mit den Gebrüdern Grimm zur Herausgabe der sämtlicher Werke ihres verstorbenen Mannes, Ludwig Achim von Arnim. Daß sie denselben die vollste Anerkennung zu Theil werden ließ, liegt in der Natur der Sache, auch wenn diese Anerkennung etwas über das Maß hinausging. Aber über das Verhältniß der beiden Persönlichkeiten finden wir keinen rechten Schlüssel. Arnim's Hauptverdienst ist die große Virtuosität, mit der er einzelne Anschauungen, einzelne Gestalten, einzelne Begebenheiten, einzelne Gedanken so objectiv und plastisch herausschreibt, daß seine eigene Persönlichkeit sich ganz verliert. Aus seinen Schriften würden wir vergebens versuchen, uns ein Bild seiner Eigenthümlichkeit herzuleiten. Bettine ist dagegen durchaus subjectiv; wir sehen in allen ihren Schriften nur ihre Persönlichkeit, alles Uebrige ist Staffage. Bei Arnim wird es uns schwer,

den Grundgedanken, die Grundempfindung herauszufühlen, und das ist wol neben seiner barocken Form der Hauptgrund, warum seine Schriften so ganz unpopulair geblieben sind. Denn das Publicum will mit Recht wissen, woher und wohin; es ist mit den buntesten Bildern nicht zufrieden, wenn es nicht wenigstens ungefähr den Zweck errathen kann, aus dem diese Bilder zusammengestellt werden. Bei Bettine dagegen ist die leitende Intention überall sehr klar, und es fehlt nur die Ausführung. Vielleicht haben sich diese beiden seltsamen Charaktere im Leben angemessen ergänzt; ein künstlerisches Verhältniß findet nicht statt.

Im Jahre 1840 gab Bettine einen neuen Briefwechsel heraus, mit dem Stiftsfräulein Gänderode, deren trauriges Ende in dem Goethe'schen Briefwechsel eine sehr anziehende und rührende Episode gebildet hatte. Dieser neue Briefwechsel ist in die Jahre 1801—1806 verlegt, und er enthält auch wol viele wirkliche Reminiscenzen. Am liebenswürdigsten ist Bettine, wenn sie sich ganz in ihrer Natur gehen läßt, als verzogenes anmuthiges Kind, welches sich das Recht beilegt, nach allen Seiten hin ungezogen zu sein, das aber auch nach allen Seiten hin schmeichelt, versöhnt und coquettirt. Aber das ewige Springen über Tische und Stühle, das ewige Klettern auf die höchsten Pappeln wird um so langweiliger, da diese Eulenspiegelereien in einer Art religiösem Licht dargestellt werden sollen. Sie erfundet eine eigene „Schwebereligion“, eine Religion, deren Mystereien eben in jenem Klettern gefeiert werden. „Der Tanz“, sagt sie einmal, „ist der Schlüssel meiner Ahnung von der anderen Welt“. Sie macht sich Gedanken über die Weltseele, „Gott ist die Leidenschaft,“ bemerkt sie gelegentlich, und diesen Einfall hat die jungdeutsche Literatur eben so ausgebeutet, wie ihre Theorie vom heiligen Wahnstun. Sie ist niemals im Stande, einen bestimmten Gedanken ganz zu verfolgen, von Gott kommt sie auf die Studenten, und von dem Gebet auf's Klettern. „Man braucht mich nicht zu beschuldigen,“ sagt sie deshalb, „daß ich Alles durch einander werfe und von Einem zum Andern springe; es giebt Etwas, das Andere gar nicht fassen, von dem springe ich eben nicht ab, mein Geist bildet sich selbst seine Uebergänge.“ Solche und ähnliche Reflexionen sind offenbar in der spätern Zeit eingeschoben, wo sie bereits eine berühmte Frau war, und wo das Publicum sich viel mit ihr beschäftigte. Jenes Etwas ist aber nichts Anderes, als der Cultus der eigenen Persönlichkeit, der sich zuweilen zu einer vollständigen Verzückung steigert. „Ich wundere mich über meine Gedanken! Dinge, über die ich nie etwas erfahren, die ich nie gelernt, stehen hell und deutlich in meinem Geist.“ So hat sie einmal, und wol im besten Glauben, behauptet, sie hätte die in der That sehr artig und geistvoll erdachte Zeichnung zu Goethe's Denkmal, die das Titellupfer zu ihrem Briefwechsel mit Goethe bildet, erfunden, ohne je einem Unterricht im Zeichnen gehabt zu haben. Es ist unglaublich, was man sich selber vorlügt, wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat, den Traum mit der Wirklichkeit zu vermischen.

Während sie sich selbst in ihren Gedanken die kühnsten Extravaganzen erlaubt (z. B. „Im Feenmärchen ist die heiligste Politik; ich wollte der größte Staatsmann werden, und die ganze Welt unter meine Füße bringen“), weiß sie die Tollheiten Anderer sehr gut zu kritisiren. Wenn ihre Günüderode sich einmal erlaubt, im Styl der Freundin zu weiffagen, so wird sie sehr scharf und mit viel Geist und Verstand zurecht gewiesen; aber sich selbst kritisch zu betrachten, ist Bettine nie im Stande gewesen, sie ist zu sehr in sich verliebt.

Das Buch ist den Studenten gewidmet, für die sie immer eine besondere Vorliebe gezeigt hat. Eigentlich wollte sie wol die strebsame Jugend darunter verstehen, welche noch nicht mit sich fertig ist, und deren feuriger Idealismus sich noch mit einer gewissen Unschuld paart; aber sie hatte in der That das wirkliche Studententhum vor Augen, jene bunte Masquerade, in der man das Leben in einen Traum verwandelt und sich selber und Anderen Etwas weis macht, wo die Unendlichkeit des Gemüths nur ein Aushängeschild ist für den Mangel an allem wirklichen Inhalt.

Im Jahre 1843 erschien: „Dies Buch gehört dem Könige“, Betrachtungen über den Pauperismus, den Staat und alle übrigen wissenswürdigen Dinge des Menschenlebens, in dialogischer Form. Die Hauptrolle spielt die Frau Rath, „die merkwürdigste Frau ihres Jahrhunderts,“ angeblich Goethe's Mutter, in der That aber sie selbst. Ihre jungen Freunde hatten dazu im Berliner Voigtland Studien machen müssen. Seltsamer Weise gehörte damals zu ihrem nähern Umgang auch Bruno Bauer, der souveraine Kritiker, der Mann des voraussetzungslosen Verstandes, der allen Glauben und alle Wünsche über Bord geworfen hatte, um rein und interesselos zu denken, also dem Anschein nach das vollkommene Gegentheil Bettinens, in der That aber eine verwandte Natur, denn auch er war eigentlich trotz seiner Frivolität und seines kritischen Dogmatismus eine schöne Seele, die sich lediglich auf sich selbst bezog. — In jenen Orakelsprüchen der Frau Rath über die Uebelstände des Zeitalters und deren Abhilfe herrscht eine Ungenüthheit der Phantasie, die um so mehr auffällt, da sie sich dem Anschein nach mit concreten, wirklichen Verhältnissen beschäftigt. Das Buch haben wol nur noch Wenige gelesen, denn an politischen Propheten fehlte es damals nicht, und die Anderen machten einem die Sache wenigstens bequemer, man konnte sie begreifen, ohne sich erst ein neues Idiom anzueignen.

Weit mehr ihrer Natur angemessen war ein neuer Briefwechsel, den sie 1847 herausgab: „Ilius Pamphilius und die Ambrosia.“ Ilius Pamphilius heißt eigentlich Nathusius, ein junger strebsamer Mann, den der „Briefwechsel eines Kindes“ so anregte, daß er der Verfasserin einen feurigen Verehrungsbrief schrieb, in Folge dessen sich zuerst eine lebhafte Correspondenz, dann ein persönliches Verhältniß herausstellte, das sehr bald eine leidenschaftliche Natur annahm. Der Briefwechsel enthält unter allen Schriften Bettinens die meiste Natur,

obgleich man auch hier vorausschicken muß, es ist für die Guten und nicht für die Bösen. Frau von Arnim war damals 50 Jahr alt; sie drückt sich aber dem jungen Dichter gegenüber gerade so aus, wie als 22jähriges Kind gegen den 60jährigen Goethe. Sehr komisch ist es, wie er sich dann in die Goethe-Postur setzt, um seine Verlegenheit hinter Geheimraths-Mienen zu verbergen. Sie schreibt ihm: Ich liebe Dich über Alles, ich küsse Dir Hände und Füße 2c.; er antwortet feierlich: Wenn man das Menschenleben im Allgemeinen erwägt und betrachtet 2c. Natürlich ist auch dieses ganze Verhältniß symbolisch zu betrachten. Sie liebt in ihm das Bild der aufstrebenden Jugend, wie sie in Goethe das Bild der Poesie geliebt hatte; aber dergleichen symbolische Verhältnisse sind doch von Persönlichkeiten nicht ganz zu trennen, und so kommt etwas Unsicheres, Quälendes herein, das den Verkehr zuletzt unerträglich macht. Eifersucht, gegenseitige Anklage, Mißverständniß, ungleiche Stimmung, das alles wuchert in einer solchen Beziehung eben so, wie in einem gewöhnlichen Liebesverhältniß; aber in diesem Fall können wir uns vollständig in die Seele der beiden Betheiligten versetzen, es ist uns Nichts unverständlich und Nichts unwahr. Wenn der Eine von Beiden in Extravaganzen geräth, so giebt das dem Andern Gelegenheit, ihn zu railliren und ihn mit Verstand und Geist in die richtige Bahn zu lenken. Es versteht sich von selbst, daß auch hier Bettine in der Regel die Stärkere ist, nicht bloß wegen ihrer überlegenen Bildung, sondern auch wegen der größern Freiheit ihres Gemüths. Nathusius bemüht sich immer, in den Lauf ihrer Empfindungen einen gewissen Zusammenhang zu bringen, während sie nur im Augenblick lebt; heut ist sie Mutter, morgen Kind, dann hingebende Geliebte, aber wenn es darauf ankommt, auch wieder die gnädige Frau. — Bei alle dem kommt es einem sonderbar vor, solche Herzensgeheimnisse dem Publicum vorgelegt zu sehen, und es ist das vielleicht eins der stärksten Symptome jener Emancipationsideen, unter denen man in der Regel nichts Bestimmtes versteht, die aber immer darauf heraus kommen, das Weib seiner eigentlichen Bestimmung, dem Privatleben, zu entziehen, und sie dem öffentlichen Preis zu geben. Am wenigsten ernst ist in solchen Fällen die scheinbare Resignation zu nehmen, mit der z. B. Bettine einmal sagt: „Es kommt mir nicht darauf an, geliebt zu sein, mein Ideal ist diese Ironie in der Liebe, die dazu lächelt, daß sie es nicht erreicht, nicht aber klagt, daß sie verlassen ist.“

Das Verhältniß löste sich schon zum Theil, als Nathusius nach Italien ging, statt sich nach ihrem Willen mit den Gebrüdern Grimm an der Ausgabe der Arnim'schen Werke zu theilnehmen; wenigstens hatte es seit der Zeit immer etwas sehr Unerquickliches. Es löste sich ganz, als Nathusius sich 1841 verheirathete. Er ist seitdem fromm geworden, giebt ein pietistisches Volksblatt heraus, und nimmt sich mit großem Eifer der innern Mission an; ein Ausgang, der nicht

Grengboten. II. 1852. 62

befremden darf, denn mit dem Prophetenthum der Schwere religion wäre es auf die Länge doch nicht gegangen.

Wie es heißt, haben wir in kurzer Zeit ein neues Werk von Bettine zu erwarten. Ob sie in demselben eine Wendung finden wird, welche die literarische Welt von Neuem auf sie aufmerksam macht, kann man nicht voraussehen; es ist aber eigentlich nicht zu erwarten. Einerseits ist bei ihr die ursprüngliche frische Eigenthümlichkeit mehr und mehr zur Manier geworden, andererseits ist das Publicum auch jetzt ein anderes. Es hat kein Interesse mehr an dem innerlichen Stillleben schöner Seelen, es verlangt wieder nach Gestalt, nach Objectivität, nach historischer Bedeutung.

Der Eindruck, den Bettinen's literarische Persönlichkeit macht, wenn wir sie als Ganzes auffassen, ist doch ein unbefriedigender. Sie hat uns einige schöne Blumen der Poesie geschenkt, aber sie ist nicht im Stande gewesen, sie zu einem Kranz zu verweben, weil ihr jene Stille, jene Ehrfurcht vor dem Gesetz der Dinge und ihrer Nothwendigkeit fehlte, die den Reiz und die Würde der Frauen ausmacht. Es wird mit allen Emancipationsversuchen nicht anders werden. Die Frauen haben den edelsten Beruf von der Welt, auch ganz abgesehen von ihrer eigentlichen Sphäre, dem Familienleben. Ihr Umgang ist ein wesentliches Bildungsmittel für den Mann, denn er zwingt ihn, von der Einseitigkeit seiner gewöhnlichen Voraussetzungen abzugehen, er treibt ihn von der Härte endlicher Zwecke in die Totalität des Gefühls zurück, und er lehrt ihn Sinn und Ehrerbietung für Form und Maß. Die Frau dagegen, die diese Vorrechte ihres Geschlechts aufgibt, muß einen sehr starken Geist haben, um sich eine angemessene Stellung zu erwerben, nicht blos die Fähigkeit zu einzelnen feinen Beobachtungen, nicht blos Reichthum der Phantasie, nicht blos Kühnheit des Gefühls. Nur eine entschieden künstlerische Kraft kann jene zweite Weiblichkeit wieder herstellen, die sich zur naiven Weiblichkeit verhält, wie die vollendete Bildung zur jugendlichen Unbefangtheit.

---

## Oldenburger Zustände.

### 5.

Die Geschichte lehrt, welchen zähen Widerstand die Sachsen Karl dem Großen geleistet haben; wie sie dann, trotz ihrer Befehung, einen starken Beigeschmack von Heidenthum behielten, wovon sich merkwürdiger Weise noch bis auf den heutigen Tag viele Spuren finden. Bekanntlich ist der Name und die Zeit des Osterfestes heidnischen Ursprungs; aber auch der durch ganz Norddeutsch-